



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Oettingen, Wolfgang von: Der Kunstgenuß des Laien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bauers, ein vortrefflicher Knabe, war darunter. Ich wurde von den Eltern zum Mittagessen eingeladen und hatte da wunderliche Tischnachbarn: rechts einen alten freigeistigen Demokraten, links eine württembergische Pietistin in nonnenhaftem Gewande; sie saßen einander gegenüber. Der alte B. schleuderte von Zeit zu Zeit grimme und höhnische Blicke über den Tisch und Bemerkungen wie: „wenn ich Regierung wär, ich verkaufte alle Kirchen auf den Abbruch“; die Dame aber antwortete mit Seufzern und himmelwärts gerichteten Geberden.



Der Kunstgenuß des Laien

Von Wolfgang von Wettingen



enn Friedrich Schiller Recht hat — und merkwürdig! er behält desto unbedingter Recht, je tiefer man ihn begreift —, so stehen wir Menschen zwar an Fleiß und Geschicklichkeit manchen untergeordneten Geschöpfen, an Wissen den (hypothetischen) vorgezogenen Geistern nach: die Kunst aber haben wir allein, und durch sie, die uns „das Morgenthor des Schönen“ öffnet, dringen wir in der Erkenntnis Land, gelangen wir sittlich geläutert zur Wahrheit, soweit es uns beschieden ist, sie aufzufassen. So bezeichnet der künstlerisch empfindende Philosoph das Ziel, nach dem zu streben dem regen Geiste vornehmster Lebenszweck ist, ja das ihm das Leben unter Umständen überhaupt erst oder noch lebenswert macht; und so wird nach Schiller die Kunst für jeden, der mit wachen Sinnen und mit Feuer im Herzen seine irdischen Tage auskostet, ein Lebens- element, eine notwendige Nahrung, ohne die er verkümmern müßte.

Aber freilich! wie wenige von uns verkümmern, genau genommen, nicht, wie wenigen ist es vergönnt, den Umkreis der Erkenntnisse und Gefühle völlig zu durchmessen, der ihnen nach ihrer Aufnahmefähigkeit offen stünde! Nicht eigentlich äußere Bedingungen vermögen uns daran zu verhindern, denn dem wahrhaft Starken sind auch widrige Verhältnisse nicht auf die Dauer unüberwindlich. Was uns lähmt, ist vielmehr die arge und eigentliche Erbsünde, die Krankheit, die dem Menschen durch seine Zusammensetzung aus viel Stoff und wenig Geist erwächst: die Trägheit dieses so vielfach gehemmten Geistes, die wir nur in seltenen, glücklichen Augenblicken von Grund aus zu bannen imstande sind. Solche Augenblicke erzeugen dann durch ihre frei schaffende Kraft die großen und guten Thaten, die auf Erden geschehen; sie sind es auch,

die mit übernatürlicher Gewalt unsre Seele lösen und sie durch wunderbar einschließende Erkenntnisse fördern. Die Kunst vor allem oder, im Sinne Schillers, sie allein führt diese Augenblicke, wenigstens die Möglichkeit, sie zu erleben, für uns herbei; sie ist unsre Seelenlöserin. Sie mag, minder gewaltig ergreifend, vielen liebenswürdig beschränkten Gemütern etwa die Trauer und die Sorgen durch anmutige Zerstreuung verschrecken: auch das ist dankenswert. Heilig aber ist sie dem, dessen Grundtiefen sie erreicht und erschütterte. Dort eben wirkt sie das eigentlich Lösende, nämlich das geistig Sieghafte, das elementar Sittliche. Nicht indem sie etwa eine aufgeregte Schwärmerie anstiftete, nein, sie ordnet, klärt und stärkt. Echte Kunst beruht stets auf vollendeter Harmonie, und von ihr, die unserm Wesen nie vollkommen beschieden ist, verleiht sie uns, wenn wir sie mit Hingebung begreifen, einen Abglanz, eine Ahnung. Und diese Ahnung beseligt. Indem wir ein wahres, in sich harmonisches Kunstwerk mit verlangenden, weit geöffneten Organen in uns aufnehmen, indem wir dadurch miterleben, was des Künstlers Phantasie aus der Summe seiner Existenz übersinnlich und gewissermaßen unbewußt empfing und bewußt in die sinnfälligen Formen umsetzte, erlangen wir Anteil an einem geistigen Leben, das sich reiner und höher entwickelt, als es sich in dem engen Raume der Wirklichkeit zwischen den stoßenden, drängenden Körpern und körperhaften Interessen abspielt; an einem idealen Leben, das, weniger abstrakt als mathematische Wahrheiten, die ausschließlich den Verstand beschäftigen, nämlich unter Erregung und Vermittlung der Sinne und also unter Durchdringung unsers gesamten sinnlich-geistigen Organismus, uns genußreich ahnen läßt, daß wir bedingten Geschöpfe trotz allem Teilhaber und Mitglieder einer alles umfassenden, daher nie zerpaltenen, einer einheitlichen und im höchsten Maße zusammenklingenden, harmonischen Schöpfung sind. Diese Anschauung — und in transcendentalen Dingen wird die Ahnung, das unmittelbare Empfinden, der Glaube zur Erkenntnis — beseligt aber deshalb, weil sie uns mit Gott verbindet. Mag er sich in welches Dogma er wolle verhüllen, mag er dem Resignirten jenseits der Schranken des Verstehens als eine unsäglich Existenz vorhanden sein, er ist die Ewigkeit und die Wahrheit, deren Schleier zu lüften, mit der uns zu vereinigen das göttliche Teil in uns unablässig beflissen ist oder wenigstens sein sollte. Solange wir an unserm Körper haften, wird uns das zu erreichen wohl nur in frommem Selbstbetrüge beschieden sein: das Ewige bleibt unermesslich. Aber jede noch so beschränkte Offenbarung aus der übermenschlichen Sphäre (und eine solche Offenbarung ist, im tiefsten Wesen gefaßt, die durch Phantasie beseelte Kunst) trägt bei zu unsrer innern Vollendung; bringen wir die Harmonie, die wir ahnend begreifen, soweit es uns möglich ist, in unser sittliches Wollen und Handeln, so erweisen wir uns als würdige Verwalter des Gutes, das uns das Schicksal, als es uns so viele andre Güter vorenthielt, in der Kunst geschenkt hat.

Diese Auffassung des Kunstgenusses und seiner Wirkung findet ihre volle Berechtigung natürlich nur in der Idee und bei den seltenen Gelegenheiten, wo ein echtes, geisterfülltes Kunstwerk unsers Herzens Härte schmilzt und uns über uns selbst erhebt. Gedächten wir sie auf jedes unbedeutende Kunstwerk anzuwenden, so wäre sie allerdings zu hoch gespannt und daher als phrasenhaft abzulehnen. Beobachten wir doch täglich, daß der Kunstgenuß im allgemeinen sehr oberflächlich zu sein pflegt, wie denn auch die große Mehrzahl der Kunstwerke, die man uns vorführt, im strengsten Sinne nicht Kunstwerke genannt werden dürften. Was ohne unmittelbare, selbständige Empfindung mehr mit der Hand als mit dem Herzen geschaffen wurde, grenzt nahe an das konventionelle Handwerkerzeugnis oder ist eine Spielerei; das große Kunstwerk beginnt da, wo sich jener göttliche Funke, die schöpferische, und zwar auf etwas dem Menschen wesentliches gerichtete Phantasie, kräftig waltend spüren läßt. Denn wie der physische Funke stets das Ergebnis eines energischen mechanischen Vorgangs ist, so erscheint der göttliche auch nur dann, wenn ein inneres Erlebnis die Künstlerseele entflammt hat.

Wenn aber, wie wir hören werden, selbst die soit-disant-Kunstwerke nicht einer gewissen Existenzberechtigung ermangeln, so hat nicht minder der behagliche und harmlose Kunstgenuß die seinige. Wir sind eben nicht imstande, uns allen Eindrücken, die uns anfallen, in dem Grade hinzugeben, der ihrer wahren, erschöpften Bedeutung entspräche. Das Kreuzifix, das wir täglich vor Augen haben, werden wir nur in empfänglichen Stimmungen voll Rührung, Schauern und andächtiger Dankbarkeit betrachten, und tausendmal besehen wir es so kalt und teilnahmslos, als zeigte es uns nicht einen gemarterten, namenlos leidenden Menschenleib und nicht den idealen Propheten, der vorbildlich für seine Sendung und für uns starb. Wir müßten ja geradezu zu Grunde gehen, wären uns auch nur die äußern Beziehungen immer gegenwärtig und bewusst, die uns mit den umgebenden Dingen verbinden; und schlechtthin geisteskrank wären wir, wollten und könnten wir alle kleinen und großen Probleme, die uns berühren, unablässig auflösen und uns mit ihren Faktoren aufs innigste beschäftigen. Wie die Vergessenheit, so ist uns auch die Unfähigkeit zu ununterbrochener Spekulation und radikaler Empfindung ein notwendiges Trost- und Heilmittel bei unsrer irdischen Unvollkommenheit. Andererseits kann man auch nicht von den Künstlern verlangen, daß sie nur Werke von außerordentlichen Wirkungen, von äußerster Energie schaffen. Denn die Künstler sind schließlich doch auch Menschen; und wenn schon die großen und echten unter ihnen manche Stunden haben, in denen sie sich nicht völlig sammeln können und arbeiten müssen, ohne begeistert, d. h. ohne in lebhaftem Austausch mit ihrem Dämon, der Phantasie, zu sein — was soll man da von den übrigen fordern, von der unübersehbaren Mehrzahl, die, mittelmäßig oder gar armselig in Urteil und Begabung, nur das hervorbringen, was ihrem Geiste gleicht, nämlich leidliches

und flaches? Und ihre oft so gut gemeinten, aber, streng genommen, unbedeutenden Werke entbehren, wie schon angedeutet, keineswegs einer Bestimmung. Nicht nur dienen sie den Meisterwerken zum nötigen Hintergrund, sondern in gewissem Sinne sind sie es auch, die den Kunstgenuß des Laien entwickeln. Das klingt paradox, ist jedoch nicht so bedenklich, wie es scheint.

Ein Laie, laicus, ist nach der eigentlichen Bedeutung des Wortes jeder, der nicht geistliche Weihen empfangen hat; auf das Gebiet der Künste übertragen: jeder, der nicht Künstler ist. Wer ist ein Künstler? Der die Gabe der Erfindung oder die der Nachempfindung in besonders hohem Grade hat und das Erfundene oder Empfundne durch eine Technik zum Ausdruck zu bringen weiß in Werken, die nichts andres bedeuten als eine von mechanischen Funktionen im Sinne praktischer Zwecke freie Darstellung der Idee. Dem Künstler eng verwandt ist der Dilettant; er unterscheidet sich von ihm oft nur durch den Grad seiner technischen Ausbildung, mit dem auch ein Unterschied im Urteil zusammenhängt. Er bildet das an sich sehr löbliche Zwischenglied zwischen Künstler- und Laientum und verdient eine gewisse Geringschätzung nur dann, wenn ihm den eignen Leistungen gegenüber das Urteil versagt. Der Laie aber verzichtet auf die Ausübung von Künsten; er bleibt der Empfangende. Man dürfte hinzufügen: der nur zu oft leidende Teil — wenn nicht feinsinnige Künstler und Dilettanten in der Erkenntnis des Abstandes zwischen ihrem Wollen und dem Vollbringen auch, und viel häufiger und schmerzhafter, unter der Kunst litten als der Laie, der Augen und Ohren ja verschließen kann. Die Laien nun sind den Künsten in höherm oder in geringerem Grade zugethan. Das richtet sich nach der Beweglichkeit ihres Gemütes und Geistes, sowie nach der Schärfe ihrer Sinne und nach dem Maße ihrer Geschmacksbildung. Wer sich in dem Bewußtsein jener Bedeutung der Kunst für das menschliche Leben ernsthaft und eindringend den Kunstwerken hingiebt, wer sie nicht nur mehr oder weniger flüchtig genießt, sondern sie auch studirt, wer sich zum Kunstgenuß schult und sich keine Willkür im Urteil gestattet, der kann zu tiefem Verständnis und also zur aufrichtigsten Verehrung der Kunst gelangen, auch ohne irgend eine Technik auszuüben. Wer sich nur gleichgiltig und oberflächlich zur Kunst als zu einer herkömmlichen Veranstaltung stellt, der wird sie nie verstehen und verkennt überhaupt ihre Bedeutung und ihren Umfang. Denn er kann, wenn er auch wollte, in Wahrheit ihr weder entgehen, noch sie entbehren. Das vermag niemand. Mag man die Schönheitslehre Schillers anerkennen oder nicht: Thatsache bleibt, daß ein Trieb zur Kunst allen Menschen eingeboren ist; nur dem gänzlich stumpfen, sittlich Kranken geht er ganz verloren. Selbst die sogenannten Wilden haben in naiven Formen und mit naiven Absichten ihre Künste; sie wenden ästhetische Grundsätze zur Erzielung von Wirkungen an, bei denen der ästhetische Eindruck maßgebend ist. So freut sich auch selbst der roheste Ackerknecht oder Senner am Gesang, an der Zither, an seinem

Schnitzwerk. Und wir, die in verwickelten Verhältnissen und mannichfaltigen Umgebungen leben, wir gewöhnen uns an die täglich tausendfältige Aufnahme von Kunstleistungen aller Art in so hohem Grade, daß uns ohne sie unser Leben reizlos vorkäme, wie das in einem Gefängnis. Findet doch auch der Ärmste, der eine Stadt bewohnt, allenthalben Anregung und Kunstgenuß! Wir bauen neuerdings kaum mehr einen Stall, ohne ihn mit Stilformen auszustatten; Skulpturen sind öffentlich in großer Anzahl aufgestellt; Museen aller Art sind vorhanden und, wenigstens zeitweise, unentgeltlich zu besuchen; schon die Schaufenster der Kunstläden bieten eine freie Augenweide. Dem einfachen Hausrat fehlt selten irgend eine Verzierung; Kunstwerke, freilich oft sehr fragwürdige, dringen in jede Wohnung und an alle Wände; Theater und Konzerte sind leicht zugänglich; die klassischste Poesie wird um ein Geringstes feilgeboten; sogar die Natur wird in Park- und Gartenanlagen aus einer regellosen Unkultur, die innerhalb der Stadt nur beleidigend wirken könnte, zur Ordnung und Harmonie gebracht und, künstlerisch gestaltet, als Kunstwerk genossen. So täuscht sich denn, wer etwa meint, ihn kümmere die Kunst durchaus nicht, weil er Konzerte nicht besucht und Museen flieht: die Kunst, zu seinem unerkannten Besten, hat ihn doch, sie besitzt ihn unter Formen, deren Wert er spüren würde, wenn sie sich ihm entzögen. Aber es ist kein Zweifel, daß die trogige wie die gleichgiltige Kunstsehen in unserm fruchtbaren Zeitalter abnimmt, und daß die Kunstfreude, die den Menschen von dem kaum bewußten Genuß eines bescheidenen Ornaments an bis zu dem Entzücken an einer Symphonie in eine ideale Welt hineingewöhnt, ganz entschiedne Fortschritte macht.

Hier kommen wir nun zu dem Nachweise, daß unser Paradoxon von den nützlichen Mittelmäßigkeiten berechtigt ist. Unter Mittelmäßigkeiten verstehen wir dabei nicht Dinge wie die allerhöchste Ausstellungs- und Lotterieware an Gemälden oder die ganz teilnahmslos heruntergespielten Musikstücke eines schlecht geleiteten Konzerts, sondern wir meinen die Menge von Kunstwerken aller Art, die die Bezeichnung verdienen, weil sie, wenn auch mit Phantasie erdacht und mit tüchtigem Können ausgeführt, von einem doch nur mittelmäßig, nicht hervorragend begabten Erzeuger stammen; und es ist ja selbstverständlich, daß wir bei einer theoretischen Darlegung nur das relativ Vollkommene als gut bezeichnen. Relativ, weil kein menschliches Machwerk absolute Vollendung erreicht.

Aber auch das relativ Vollkommene erscheint nicht häufig vor uns. Die großen Geister, die es leisten, erwachsen ebenso selten wie die berühmten Diamanten. Und gleich dem Diamanten, dessen Härte kaum überwindlich, und dessen Gefunkel blendend ist, läßt sich das erhabne Kunstwerk nicht ohne weiteres begreifen; je näher es dem vollen Ausdruck seiner Idee steht, desto mehr Überirdisches, Ungewohntes hat es aus der geheimnisvollen Sphäre seiner Erzeugung in sich aufgenommen und strahlt es aus. Wie wir ein Bildnis von sprechender Ähnlichkeit oft als unheimlich empfinden, wie die Italiener den Meister *terribile*

nennen, der der Natur die überzeugenden Züge des Lebens durch scheinbar übernatürliches Können abgelaußt und abgerungen hat, um die Laien mit ihrer Wiedergabe zu verblüffen, so fassen wir die Erscheinung des von dem Geheimnis seiner Heimat umwobnen Kunstwerks zunächst nur zaghaft auf; vielleicht stößt es uns sogar zuerst durch seine herbe Art zurück. Als ob es widerwillig unter den Menschen stünde, bemüht es sich nicht um ihre Gunst; und ganz leise, freilich mit immer wachsender Macht, zieht es nur die an, die hohes, höchstes in ihm ahnend, wie von etwas verwandtem zu ihm hingetrieben werden, so wie kraft des Naturgesetzes der unabsichtlich wirkende Magnet das Eisen anzieht. Dagegen ist mehr als wahrscheinlich, daß kühle, künstlerisch nicht gebildete und nur oberflächlich interessirte Laien, solange dieser Zustand in ihnen dauert, das große Kunstwerk nicht würdigen können. Es verweigert ihnen die bequemen Handhaben, mit denen es unter konventionelle Begriffe zu bringen wäre; es verhüllt ihren stumpfen Sinnen die Reize, von denen die geschärften überwältigt werden; ja es reizt sie so wenig und erscheint ihnen andrerseits so absonderlich, daß es nicht als etwas wesentliches für sie vorhanden ist. Man mag den Satz: Für Kinder ist das Beste eben noch gut genug, mit manchen Gründen verteidigen: auf die Laien, die in dem Mangel an Entwicklung gewisser Fähigkeiten den Kindern gleichen, ist er nicht anzuwenden. Das Kind kennt keine Vorurteile, und wenn es die Vorzüge an dem Besten, das ihm dargeboten wird, nicht begreift, so gewöhnt es sich doch unbewußt an deren Wirkung und gewinnt sie zu Grundlagen seiner Urtheile. Der Laie, der nicht mehr Kind und in kein näheres Verhältnis zu den Künsten getreten ist, hat sich aber schon mit unzähligen Vorurteilen belastet, und mag er auch vielleicht in seinen ausgesprochenen Urtheilen bescheiden sein, er überlegt und urteilt auf seine Weise schon viel zu selbständig und entschieden, als daß er den Versuch von sich verlangte, sich gründlich mit dem von andern als groß bezeichneten Kunstwerke, das ihm gleichgiltig ist, abzufinden.

Nur allmählich, schrittweise wird der Laie, der zu bewußtem Kunstgenuß überhaupt befähigt ist, zum tiefem Verständnis gelangen. Hat er diese Befähigung, nämlich eine entzündliche Phantasie, lebhafteste Empfindung und taugliche Sinneswerkzeuge, so kann der gute Wille zur Kunst in ihm geweckt werden; und ist dieser erst vorhanden, so wird bei anhaltendem Interesse die gesteigerte Aufmerksamkeit auf Kunstwerke zur bewußten Gewöhnung an sie, zur immer eindringendern Beschäftigung mit ihnen und zuletzt zur durchdringenden Auffassung. Was den guten Willen des noch kühlen Laien weckt und die weitere Entwicklung ein gutes Stück begleitet, ist aber nichts andres als der Reiz unsrer Mittelmäßigkeiten. Das Faßliche an ihnen in Form und Inhalt bemächtigt sich seiner zunächst banalen Phantasie und ergötzt ihm die noch nicht wählerischen Sinne; und da das Faßliche nicht schlechtthin gemein zu nennen ist, so wird seine Wirkung keine frivole zu sein brauchen. Im Gegentheil. Die Sphäre des tüch-

tigen Kunstwerks, die wir im Auge haben, ist so weit und so reichhaltig, daß ihr gedeihliche Eindrücke aller Art entströmen. Der Laie wird bei der bildenden Kunst und bei der Poesie gewöhnlich zunächst durch den Gegenstand, bei der Musik durch den Charakter des Stückes beschäftigt und gefesselt; er läßt sich daher, wenn ihm die Künste Darstellungen allgemein interessanter Dinge, Vorgänge, Stimmungen entgegenbringen, nicht ungern auf ihre Annahme ein, wenn ihm das nur nicht durch Beleidigung seines beschränkten Geschmacks erschwert und vergällt wird. Allmählich bemerkt er dann im Kunstwerk den Künstler; er spürt, daß sich der eine Künstler anders ausspricht, überhaupt anders denkt und empfindet als ein zweiter, daß er gewisse Lieblingsgegenstände, Lieblingswendungen hat und abnußt; er beginnt zu ahnen, was Auffassung und was Technik ist, und alles, was er hierbei entdeckt, ist ihm verständlich, weil die Kunstwerke, auf die er seine Beobachtungen und Schlüsse gründet, durch ihren Mangel an wirklicher Eigenart und durch das Mittelmaß ihrer Schöpfer keine allzu hohen Ansprüche an ihn stellen. Ist er erst soweit gekommen, so hat er schon viel erreicht, denn sein Kunstgenuß haftet nicht mehr ganz an der Oberfläche, er ist eindringlicher und mannichfaltiger und also fürs Leben ergiebiger geworden. Nunmehr hängt jeder weitere Fortschritt, die Bildung eines individuellen Urteils, die Forderung individueller Leistungen lediglich von der Energie ab, die der Laie für sein Verhältnis zur Kunst aufzuwenden vermag; jedenfalls aber ist, wie wir sehen, seine Seele auf den Weg zum Guten und Schönen gebracht und den idealen Bewegungen gewonnen worden durch die Vermittlung der schlecht- und rechten Künstlermassen.

Dem empfänglichen, fein angelegten und hoch entwickelten Laien fällt es allerdings meist schwer, diesen Künstlerscharen gerecht zu werden und ihnen Wert und Leben zu gönnen. Menschen von strengen Grundsätzen und sittlich verfeinerter Kultur neigen ja, auch wenn sie sich in ihrem Innern gegenüber dem sündhaften Ich zerknirscht und demütig fühlen, zu hochmütiger Verurteilung und herrischer Nichtachtung ihrer Nebenmenschen, die vielleicht nicht ärgere, sondern nur naivere Sündenknechte sind, als sie selbst; noch viel unduldsamer sind ästhetisch fortgeschrittene Laien gegen die zurückgebliebenen Brüder und gegen die Künstler, die ihnen nicht genügen, oder die sie nicht gleich verstehen. Daher in tausend Abstufungen das unerquickliche Eifern in Kunstangelegenheiten. Mag aber, wer das B begriffen hat, sich gegenüber dem, der erst das A beherrscht, in kindlichem Stolze brüsten — wer bis zum X oder Y gelangt ist, sollte billig bedenken, daß auch er nur im ABC steht, und daß das Lesen, d. h. für unsern Fall: die Beherrschung der ästhetischen Urteile, ihm selbst demnächst vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen wird. Vor allem jedoch: sein schroffes Gebahren schreckt zaghafte Laien zurück und lähmt ihren guten Willen; noch verderblicher wirkt es außerdem auf die Entwicklung der Künste selbst.

Die Wandlungen innerhalb der Künste, die sich in den Unterschieden der Stile und Schulen zeigen, und die wir Fortschritte nennen, obgleich sie oft Rückschritte bedeuten, vollziehen sich auf Grund veränderter Anschauungen innerhalb des gesamten geistigen Lebens ihrer Zeit; die ganze Masse des Publikums wie der Künstler arbeitet bewußt und unbewußt an ihnen mit, und die Genies, deren Werke uns als die wesentlichen, charakteristischen erscheinen, sind nur scheinbar ihre Veranlasser, ja nicht einmal immer ihre Führer. Stilwandlungen liegen, sozusagen, in der Luft; das Neue in der Kunst taucht gleich strichweise auf. Bald fährt ein Schwarm Stare über uns hin, bald einer von Wachteln, von Schneegänsen, von wilden Schwänen; aus den Schwärmen sondern sich hie und da die stattlichsten Vögel als Spitzenführer ab, und wohl uns, wenn wir eines der prächtigen Geschöpfe in unserm Gesichtskreis bekommen. Gewiß aber geschieht das nicht, wenn wir mit thörichten Flintenschüssen den Zug in Unordnung bringen. Gerade wie diese Zugvögel überraschen uns die oft wunderlichen, fremdartigen Schöpfungen in neuen Formen, die seit einigen Jahrzehnten besonders in der Musik und in der Malerei auftreten; sie sind plötzlich da, und obgleich man allenfalls erklären kann, woher sie kommen, erscheinen sie doch ungewohnt, aufregend, unter Umständen bedenklich; sie verbreiten sich gruppenweise und bergen als Mittelpunkte die Kunstwerke, denen ein Teil der Zukunft gehört; aber diese Werke bleiben verborgen, wenn die Entwicklung ihrer Gruppe sich nicht mit Sinn und Ordnung vollzieht. Der echte und bescheidne Kunstfreund wird sich daher hüten, das Neue in der Kunst, das unabwendbar kommen muß, wie es kommt, mit Vorurteilen anzufahren und einzuschüchtern; je gebildeter er ist, desto ruhiger wird er sich auf das Beobachten beschränken und für sich persönlich genießen und anerkennen, was er vermag.

So wäre denn dem Laien von absprechender Kritik abzuraten? Und die offiziellen Kritiker, die über dem guten Geschmack zu wachen haben, geberden sich doch so oft wehleidig und empört genug und sind doch auch Laien? Oder hätten etwa die Künstler eine so unbedingte Zuverlässigkeit des Urteils, daß der Tadel, der schließlich auszusprechen ist, ihnen allein überlassen werden sollte? Das Letzte ist nun gewiß nicht der Fall. Das Urteil der Künstler über die Werke ihrer Kollegen ist zwar in Bezug auf technische Mängel und Vorzüge ohne Zweifel wertvoll und dem Laienurteil gewöhnlich vorzuziehen, aber bei vielen Künstlern hört mit dem Technischen das eigentliche Interesse für das Kunstwerk und damit die scharfe Unterscheidung zwischen gut und schlecht überhaupt auf; dann schiebt sich das Temperament und das Talent des Künstlers wie eine mehr oder minder stark gefärbte Brille zwischen sein Auge und das betrachtete Kunstwerk, und da die Künstler eben durch ihre besondere Begabung mit dem Talente (und oft durch Unbildung und Unkultur dazu) viel farbiger, viel eigenfinniger sehen als die meisten Laien, so werden

sie dem Gegenstande und der Auffassung des betreffenden Kunstwerks nur selten in einer für das Publikum, d. h. für den Durchschnitt der kunstfreundlichen Laien, maßgebenden Weise gerecht. Die Probe ist leicht gemacht: man befrage zwei scheinbar unbefangene, bedeutende Künstler um ihre Meinung über das Werk eines dritten, und es ist zu wetten, daß sie in der Schätzung des Technischen so ziemlich übereinstimmen, im übrigen jedoch einander heftig widersprechen werden. Was ferner die offiziellen Kritiker angeht, unter denen die Rezensenten der Tagesblätter und Zeitschriften, sowie, in gewissem Sinne, die Vorsteher öffentlicher Kunstinstitute zu verstehen sind, so setzt man ja bei ihnen leider oft mit Unrecht voraus, daß sie ohne Schmähsucht und Parteitendenz und dafür auf Grund geordneter, aufrichtiger Überzeugung tadeln, wenn etwas zu tadeln ist. Trotzdem müssen wir grundsätzlich annehmen, daß der richtige Kritiker von Einzelwerken nur die verurteilt, die hinter der offenbaren Absicht ihres Schöpfers an ästhetischer Durchbildung und technischer Vollendung zurückbleiben, daß er nur den Künstler als einen irrenden hinstellt, der sich innerhalb der von ihm zum Anschluß gewählten Gruppe willkürlich, verworren, widerspruchsvoll zeigt, und daß er bei der Besprechung der ganzen Künstlergruppen oder Kunstrichtungen keine einzige schlechthin verdammt, da eine jede ihre natürliche und also notwendige Herkunft hat, sondern sie klar definiert, ihre Motive und ihre Ziele darlegt, ihre Berechtigung hervorhebt und nur ihre Übertreibungen, Unklarheiten und Velleitäten brandmarkt. Die Grundlage, auf der er alle diese Einzelurteile und das Gesamturteil fällt, hat er sich durch genaue Kenntnis des künstlerischen Schaffens, durch umfassende Orientirung über Kunstwerke und Künstler, durch Bildung einer ästhetischen Überzeugung erworben; und er wird diese Überzeugung, seinen Maßstab, nicht sowohl aus theoretischen Abstraktionen und aprioristischen Forderungen aufgebaut haben, als vielmehr sie einer gewissen Erfahrung verdanken, einer Erfahrung, die ihrerseits auf der beobachteten durchschnittlichen Aufnahmefähigkeit des normalen kunstfreundlichen Menschen fußt. Natürlich wird dabei diese Norm eher zu hoch als zu niedrig angesetzt, um Publikum wie Künstler, gleichsam pädagogisch, anzustrengen und anzuspornen.

Da nun der nichtoffizielle Kritiker, der freiwillig kritisirende Laie, durch aus nicht ungebildeter und ungeübter zu sein braucht als der offizielle, so gilt das soeben von diesem gesagte auch für ihn. Wir würden jedem Laien, und dem leidenschaftlichsten am dringlichsten, zur besonnenen Objektivität raten.

Das wird den Enthusiasten nicht gefallen und ebensowenig den flott Subjektiven, die unsre jugendfeligen Tage auf allen Gebieten des Ethischen und des Ästhetischen so besonders zahlreich hervorbringen. Sie werfen ein, daß das Streben nach Objektivität ihnen den harmlosen Genuß beeinträchtigt und das Recht des unmittelbaren Urteils verkürzt. Wohl ihnen, wenn ihr Ich, das ihnen bei solcher Gesinnung überall wie aus Spiegeln entgegenspringen wird,

so unerschöpflich ist, daß es sie stets befriedigen kann; viele andre werden finden, daß ihr Genuß und Urteil an Frische oder Originalität nichts verliere, wenn das betreffende Kunstwerk, mag es zu den großen oder zu den mittelmäßigen gehören, bei seiner Aufnahme zur vollen Wirkung und Geltung, kurzum: zu seinem Rechte gekommen ist. Denn Bildung, Reise und hingebendes Verständnis hindern niemand, sich an der Schönheit zu begeistern, und Venus Urania erscheint uns nur um so herrlicher, je demütiger wir sie begreifen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Europa und Asien. Europa ist eine lahme Gans, und da sich vor einer lahmen Gans nicht einmal ein kleiner Junge zu fürchten braucht, so thun die Griechen recht daran, Europa als Luft zu behandeln. Die europäischen Diplomaten sind allesamt hochgebildete und geschickte Männer, manche von ihnen mögen Weise sein, und in seinen eignen Angelegenheiten bewährt wahrscheinlich jeder von ihnen Thatkraft genug; aber da sie eine Kollektivperson bilden sollen, was bei dem Interessegegensatz ihrer Auftraggeber nicht möglich ist, und da sie niemals sagen dürfen, was sie denken und wollen, so sehen sie sich zur Ohnmacht und Unthätigkeit verurteilt, und weder ihre Versuche zu handeln noch ihre Worte können den Eindruck großer Geschicklichkeit machen. Am dümmsten ist wieder das Gesicht Europas, das aus den großen Zeitungen herauschaut; über den schweren Bruch des Völkerrechts jammern sie, auf die Frechheit, mit der sich Griechenland dem Willen Europas widersetze und die Souveränität des Sultans antaste, schimpfen sie; wenn die Franzosen mitten im Frieden in die Rheinprovinz einfielen, die Entrüstung könnte nicht größer sein. Schade, daß es keinem Giaur gestattet ist, moslemische Heiligthümer zu berühren! Dieses Europa würde, wenn nur ein Kurzgewinn winkte, an der Ramasanfahrt des Sultans teilnehmen und auf den Knien rutschend den Zipfel des Prophetenmantels küssen. „Dieselben Parteien und dieselben Blätter, so spottet eine Zentrumskorrespondenz, die den räuberischen Einfall der Garibaldianer in das Königreich Neapel und in den Kirchenstaat aufs lebhafteste billigten und als Heldenthat priesen, können sich jetzt nicht genug über den griechischen Treubruch entrüsten. Dieselben Blätter, die in ihrem eignen Hause als unumstößliches Dogma verkünden, daß die Stärkung des Nationalgefühls und die Vereinigung aller Volksgenossen zu einem Staate heiligste Pflicht sei, sprechen von griechischen Schwarmgeistern und nationalem Schwindel. Was dem italienischen Freibeuter und dem damals bankrotten Königreich Sardinien als eine wahre Großthat angerechnet wurde, das gereicht in den Augen derselben Herren den Griechen zur unauslöschlichen Schande; nicht laut genug können sie nach der Einmischung der europäischen Mächte schreien,“ nachdem bei der Einigung der Italiener der Grundsatz der Nichtintervention zur Grundlage des Völkerrechts gemacht worden ist. Nach diesem Grundsatz liegt die Sache ungeheuer einfach; die Griechen auf Kreta und in Griechenland wollen sich zu einem Staate vereinigen, und das geht keine andre Macht